

## „Eine Krankheit namens Fischer-Furcht“

Einen „bizarren Stierkampf“ nannte der Schriftsteller Arthur Koestler das Duell der beiden Schach-Giganten Spasski und Fischer in Reykjavik. Nicht nur mit den schwarzen und weißen Elfenbein-Figuren, sondern mit

allen Finessen und Tricks psychologischer Kriegführung kämpfen die beiden Kontrahenten um den Sieg. Zum erstenmal seit 71 Jahren trat ein Amerikaner an, die Vorherrschaft der Russen im Schachspiel zu durchbrechen.

Würden Sie sich“, fragte der amerikanische Literat Ralph Ginzburg den jugendlichen Champion, „für den besten Schachspieler aller Zeiten halten?“

„Nun, ich sehe so etwas nicht gern gedruckt, es hört sich dann so egozentrisch an. Aber um Ihre Frage zu beantworten: ja.“

Das Interview erschien vor gut zehn Jahren in „Harper's Magazine“. Robert James („Bobby“) Fischer war damals gerade achtzehn.

Da war es noch nicht lange her, daß er in Jeans, Turnschuhen und kariertem Hemd gespielt hatte — Schrecken der Lokalmatadore in den New Yorker Schachklubs. Wenn Bobby, um sein dürftiges Taschengeld aufzubessern, in den Kneipen der 42. Straße auftauchte und um ein paar Dollars Einsatz spielen

wollte, drängelte sich niemand: Der „Boy Robot“, der jugendliche Schachroboter, war schon stadtbekannt.

Inzwischen trägt Bobby Fischer, 29, Maßanzüge und maßgeschneiderte Schuhe, die er sich in aller Welt zusammenkauft. Er ist aufgestiegen zum amerikanischen Volkshelden, zum Symbol nationalen Selbstwertgefühls wie sonst nur Baseballspieler oder Western-Idole.

Und er ist angetreten, seine Behauptung wahrzumachen — mit dem Ansturm auf die russische Vorherrschaft im Schachspiel, die nun schon seit zweieinhalb Jahrzehnten andauert.

Mit dem Fuß nervös auf den Boden tippend, die verschränkten Arme auf den Mahagoni-und-Marmor-Tisch gestützt, den Kopf zwischen den Händen marternd oder durch die vorm Gesicht gespreizten Finger seinen Gegner anstarrend — so sitzt er nun, zwei- oder dreimal in der Woche, dem Titelverteidiger gegenüber: dem Russen Boris Spasski, 35, der drei Berater, zwei davon Großmeister, zur Seite hat und der sich sieben Monate lang auf dieses Treffen vorbereitete.

Spasski hat jeden Zug im Kopf, den sein Gegenspieler, der Alleingänger aus Brooklyn, im Turnierschach je gespielt hat. Und Dutzende von russischen Großmeistern haben mit ihm zusammen Varianten ausgeheckt, die alle von Fischer irgend erdenklichen Spielzüge aus dem Konzept bringen sollten.

Doch schon bevor es begann, war das Schachmatch in Reykjavik mehr als das Duell zweier Gehirne — es geriet zum Ost-West-Wettstreit wie die Raumfahrt und der Mais-Anbau.

Die Russen zogen Spasski nicht zurück, als der Amerikaner seine Ankunft in der isländischen Hauptstadt Tag um Tag hinauszögerte und das Match zu platzen drohte. Fischer, der nach wütenden Protesten gegen die Aufstellung störender Kameras den Rückflug schon gebucht hatte, blieb dann doch — nachdem der Nixon-Berater Henry Kissinger ihn telephonisch beschworen hatte, „zum Besten der Nation“ am Spieltisch auszuharren.

„Ist irgend etwas mit der russischen Kultur nicht mehr in Ordnung?“ fragte besorgt ein sowjetischer Großmeister nach der zweiten Spasski-Niederlage.

„Spasski Smashki!“, Spasski zerschmettert, höhnte am selben Tag der

sowjetfeindliche Londoner „Daily Mirror“ in einer Schlagzeile.

„Zu nobel“, meinte schon Arthur Koestler in der „Sunday Times“, sei vielleicht das Schachspiel, „um es den Schachspielern zu überlassen“ — wenn denn das königliche Duell so sehr in die Niederungen von Politik, Penunze und Prestige abgleite.

Nobel oder nicht: Im New Yorker Kaufhaus Macy's stieg der Absatz von Schachbrettern und -figuren auf das Fünffache. „Steil nach oben geschossen“ ist auch der Export von Schachuhren bei dem Versandhändler, Fachbuch-Verleger und Schach-Aficionado Kurt Rattmann, Inhaber der Hamburger „Schachzentrale Caissa“.

Schach im Fernsehen hält auf einmal der amerikanische TV-Produzent Cyrus



Weltmeister Spasski in Reykjavik  
„Im Innern fehlt mir Selbstvertrauen“



Herausforderer Fischer in Reykjavik: „Ich

Weiss in San Francisco für eine mögliche Attraktion. Und was mit den Denkpausen zwischen den Zügen? „Wir müssen nur ein paar hübschen Mädchen Hüte aufsetzen, daß sie wie Schachfiguren aussehen, dann können wir jede Pause überbrücken.“

Schach-Amateure, die Spasskis Benoni-Eröffnung aus der dritten und Fischers Tartakower-Variation des Damengambits aus der sechsten Partie nachspielten, sammelten sich nicht nur auf dem Roten Platz in Moskau, sondern auch an den New Yorker U-Bahn-Stationen und in französischen Bistros.

„Wenn heute die ganze Welt vom Zweikampf der Giganten in Island re-

det“, meinte das deutsche Fachblatt „Schach“, dann stelle sich die Frage, „wie wir Fischer für die unbezahlbare Schachpropaganda danken können“.

Der Frankfurter „Schachclub Schwarz-Weiß“ traf sich nun ohnehin „nicht wie üblich nur freitags, sondern fast jeden Tag“ („Schwarz-Weiß“-Vorsitzender Rolf Wittinghaus). Im österreichischen Fernsehen kommentierte der Wiener Großmeister Dr. Drückstein allabendlich die Reykjaviker Partien. Ohne Fernsehhilfe versuchten das die Klubmitglieder im Stuttgarter „Schachkaffee“ Schweikhart wie im Bamberger „Wienerwald“.

Großmeister Wolfgang Unzicker, Regierungsdirektor beim Verwaltungsgericht in München, wurde „fast jeden Tag angesprochen, mitten auf der Straße und im Büro“. Und der Bamberger Großmeister Helmut Pfleger, derzeit Arzt in München, hatte sich telephonischen Dauerkontakt zu dem Karl-May-Verleger und Weltmeisterschafts-Schiedsrichter Lothar Schmid in Reykjavik schalten lassen und ließ sich von ihm die Partien „brühwarm durchgeben“.

Doch Interesse für das Brettspiel entdeckten nun plötzlich auch Leute, die vielleicht vordem eine Rochade für eine französische Käsesorte und die sizilianische Verteidigung für eine Abart des

halten mathematischen Trickkünstlern, durchgeistigten Juden, Erzbischöfen, russischen Kommissaren, melancholischen Serben und Mitgliedern des deutschen Generalstabs“.

„Dauernd angequasselt“ werde er an seinem Arbeitsplatz bei der Bayerischen Vereinsbank in Nürnberg, beklagte sich Rudolf Treppner, Jugendleiter beim Schachklub 1868 Bamberg: „Irgendwie haben die Leute das Gefühl: Rußland gegen Amerika — da muß doch was drin sein.“

### Noch im Schlaf Demütigung für Spasski.

Aber „drin“ war da anscheinend noch mehr, nicht nur das Hin- und Herschieben seltsamer Figuren nach ehernen Gesetzen auf dem Felderviereck: „Chess for Fun& Chess for Blood“, auf diese Formel hatte es vor rund 30 Jahren der amerikanische Schachmeister und Lehrbuchautor Edward Lasker (namensgleich mit dem langjährigen Schach-Weltmeister Emanuel Lasker) in einem Buchtitel gebracht: Schach, das fröhliche und das blutige Spiel.

„Einerseits“, so umschrieb es auch der Schriftsteller und Schachspieler Koestler, „Übung in reiner Imagination, glücklich verknüpft mit der Logik,

Nie zuvor ist so öffentlich und anschaulich der psychische Terror, der Nervenkrieg zwischen zwei Menschen vorgeführt worden wie jetzt beim Treffen des schlaksigen Amerikaners und des eher biedereren Schachmeisters aus der Sowjet-Union. Und es scheint, als sei Fischer der Überlegene in diesem Ringen um psychologische Stellungs-vorteile.

Vieles wird dem Schach-Genius nachgesehen, seinem Konto Genialität gutgeschrieben: Diese „turbulente Mischung aus Arroganz, Unreife, Paranoia und Überempfindlichkeit“ („Newsweek“), wie könnte sie anders ausfallen bei einem solchen Nervenbündel, dessen Gleichgewicht mit jeder winzigen — tatsächlichen oder eingebildeten — Bedrohung seiner sorgsam abgeschirmten monomanischen Welt hoffnungslos durcheinandergeraten kann.

Doch deutlich wurde in Reykjavik auch, wie rigoros und finessenreich, wie hemmungslos und ohne Rücksicht Bobby im Nervenduell auf Sieg spielte, auch wenn er nicht am Brett saß.

Er versteckt sich, erster Zug, irgendwo in New York und läßt tagelang auf sich warten, ehe er überhaupt am Kampfplatz erscheint. Derweilen treibt er die Börse hoch, von 125 000 auf



genieße den Augenblick, wenn ich das Ego eines Mannes breche“

Mafia-Unwesens gehalten haben mochten.

Als Krieg-Ersatz war vor eineinhalb Jahrtausenden das Spiel der 32 Figuren auf den 64 Feldern ersonnen worden, vielleicht — uralter Gelehrtenstreit — in Irland, Ägypten oder Südamerika, wahrscheinlich aber doch im Nordwesten Indiens, damals noch bestückt mit Kriegswagen, Elefanten, Kavallerie und Infanterie, aus denen sich später Türme, Läufer, Springer und Bauern entwickelten.

Aber nicht länger, konstatierte das US-Nachrichtenmagazin „Newsweek“, sei Schach nun in der öffentlichen Meinung esoterischer Zeitvertreib, „vorbe-

vorgeführt als Ballett symbolischer Figuren — andererseits ein tödlicher Gladiatorenkampf.“

„Ich genieße es“, sagte Bobby Fischer schon als Vierzehnjähriger über seine Gegner, „wenn sie sich winden.“ Und später, als 28jähriger: „Ich genieße den Augenblick, wenn ich das Ego eines Mannes breche.“

Fischer, so deutete es der amerikanische Musik- und Schachkritiker Harold C. Schonberg, „baut im selben Maße sein eigenes Ich auf, wie er das des Gegners zerstört. Er befriedigt seine emotionalen Bedürfnisse, indem er der Vernichtung der gegnerischen Psyche zusieht.“

250 000 Dollar: Ich, der große Bobby, mach's nicht billiger.

Er erscheint, zweiter Zug, mit großem Pomp in Reykjavik, sein lederner Charles Eames-Stuhl wird eigens eingeflogen, dazu ein Mercedes mit Chauffeur — doch der Eröffnungszeremonie bleibt er dann fern, läßt sich vertreten. Spasski versucht zu kontern: Wir sind „beleidigt“. Fischer soll sich entschuldigen.

Da schreibt Bobby wirklich den überschwenglichen Entschuldigungsbrief („Nehmen Sie meine aufrichtige Bitte um Vergebung an für mein respektloses Verhalten“), schleicht sich damit nachts in Spasskis Hotelzimmer und deponiert das Kuvert neben dem



vorstellbaren Präsenzgedächtnis hunderttausendfach variiertes Spielzüge, wie es in den Köpfen von Fischer und Spasski nun herumspukt — es bleibt doch noch Raum für jene Art von Kreativität. „die auch den Unterschied ausmacht etwa zwischen Mozart und Karl Ditters von Dittersdorf“, wie Schonberg formulierte.

### Wer sich mit Schach infiziert, wird ausgelöscht.

„Ganz plötzlich“, so beschrieb der New Yorker Schach-Enthusiast, was er für den Ausweis des Genialen hält, „kommt der unerwartete Vorstoß, das Aufblitzen einer Vision — ein Augenblick reiner intellektueller und ästhetischer Schönheit.“

Schonberg findet ihn wieder in den bestürzenden d-Moll-Passagen in Mo-



fröhliche und das blutige Spiel!

zarts Don Giovanni, ja sogar noch in Einsteins Formel  $E = mc^2$  — aber eben auch in Schachzügen wie etwa dem brillanten Damenopfer des damals 13jährigen Bobby Fischer, das sein Spiel gegen Donald Byrne zur „Partie des Jahrhunderts“ werden ließ (siehe Kasten Seite 90).

Ganz wohl ist Schonberg („jedenfalls in letzter Konsequenz“) bei dem Vergleich zwischen Fischer und Einstein nicht. Und wirklich war nie der Verdacht ganz auszuräumen, daß es sich bei Schach-Großmeistern vielleicht doch nur um eine Art Halbirrer handeln könnte, um Schmalspur-Intelligenzen zumindest, nicht allzuweit entfernt von den sogenannten Kalenderidioten, wie sie fast jede psychiatrische Klinik vorweisen kann: Bedauernswerte, die den

Inhalt ganzer Telefon- oder Kursbücher oder auch der Bibel vorwärts und rückwärts hersagen können, aber sonst kaum einen vernünftigen Satz zustande bringen.

Zu gesicherten Erkenntnissen kamen bislang weder Neurologen noch Psychologen, wenn sie die Hirntätigkeit oder die psychische Struktur großer Schachspieler zu analysieren suchten.

Eine enorme, ja abnorme Gedächtnisleistung ist nötig, soviel steht fest: die Fähigkeit, einmal Gespeichertes sofort, jederzeit und lückenlos abzurufen.

Nicht notwendigerweise handelt es sich um besondere mathematische Intelligenz, erst recht nicht um ein Übermaß an genereller Denkfähigkeit.

Wohl aber gehört dazu eine eigentümliche Phantasie, eine spezielle Kombinationsgabe, die einhergeht mit überragendem Vorstellungsvermögen für räumliche und strategische Zusammenhänge zwischen den 32 handelnden Figuren auf dem Schachbrett.

Glücklich muß, wem solches Talent zufällt, damit nicht sein. „Nehmen Sie einen vielversprechenden Politiker, einen aufstrebenden Künstler, den Sie zu vernichten wünschen“, so formulierte es einmal der britische Historiker und Schriftsteller H. G. Wells. „Dolch oder Bombe sind da viel zu altmodisch und unzuverlässig. Lehren Sie ihn Schach, infizieren Sie ihn damit — es wird ihn auslöschen.“

Immer wieder haben Schachgrößen Indizien für einen Verdacht geliefert, den Altmeister Ludwig Rehlstab aus Hamburg einst so formulierte: „Einen kleinen Tick haben alle Schachspieler — aber ich gehöre zu den Wenigen, von denen man das nicht sagen kann.“

Ohne Paß erschien der aus Rußland emigrierte Hirn-Heros Alexander Aljechin einmal an der polnischen Grenze und verkündete: „Ich bin Aljechin, der Weltmeister im Schach — ich brauche keinen Paß.“ Aljechin, der später während eines Wettspiels grübelnd in den Schachsaal urinierte, wurde 1946, völlig verarmt, tot aufgefunden, ein Taschenschach umklammernd. Ungeklärt blieb, ob er an einem Hühnerknochen erstickt oder einem Schlaganfall erlegen sei, oder ob er sich — worauf manches hindeutete — das Leben genommen hatte.

### Einsame Schlachten gegen das andere Ich.

Österreichs Schachweltmeister Wilhelm Steinitz — ein Mathematiker, der vielen als Vater des modernen Angriffsschachs gilt — behauptete gar, er stünde in direkter Verbindung mit Gott. Am Schachbrett wollte Steinitz schließlich den Allmächtigen bezwingen, mit einem Bauern Vorgabe und Weiß für den Gegner. In seinen letzten Lebensjahren (er starb im Jahre 1900 als Armenhändler) bildete sich der verwirrte Denker auch



WM-Nachspieler in Frankreich „Zu nobel“

noch ein, er könne mit Hilfe körpereigener elektrischer Ströme die Schachfiguren bewegen, ohne einen Finger zu rühren.

„Welcher normale Mensch“, merkte Schachkritiker Arthur Koestler an, „könnte ein überzeugenderes Symbol für die Allmacht des Geistes ersinnen?“

Voll Gram über den Schachtod ihrer Figuren wehklagten die Brettstrategen häufig wie trojanische Helden oder reagierten sich mit Wutanfällen ab: Aljechin warf mitunter seinen König an die Wand, Englands Meister Joseph Blackburne schubste einen Bezwinger aus dem Fenster, und der lettische Großmeister Nimzowitsch, Erfinder der „Nimzo-Indischen Verteidigung“, sprang am Ende einer Partie auf den Tisch und jammerte: „Warum muß ich gegen diesen Idioten verlieren?“

Unerkklärlich bleibt, warum manche der Berühmten jählings zu unkonventionellem Verhalten neigten, indem sie sich in Hotelhallen oder in den Wandelgän-



WM-Nachspieler in der Sowjet-Union „Kultur nicht in Ordnung“

Lebenskünstler ausgerufen werden: Dem gilt Schach nicht als Instrument von Macht und Rache, sondern als Beruf und Genuß. Er genießt anderes auch: Wein, Musik, Geselligkeit, wohltemperiertes Eheleben, den Standard des privilegierten Sowjetbürgers. Nach Schachanalysen entspannt er sich mit den Genossen beim Bridge. „Mir persönlich“, sagt er, „würde es nicht so viel ausmachen, wenn Fischer gewinnt.“ Aber Moskau?

Manchmal blickt Spasski noch immer staunend nach oben, wo unter der Bühnendecke die fürs interne Turnier-Fernsehen und die Bequemlichkeit der Spieler aufgebauten TV-Kameras hervorlugen, lächerlich zugegangen mit Lappen — nur damit Fischer sich an ihnen nicht stoße. Manchmal betrachtet Spasski diesen Gegner über das Brett weg, starr, wie ein exotisches Reptil. Bobby, mit den Absätzen wippend, erwidert das hypnotisch.

Schiedsrichter Schmid hält bei Gehirnen dieser Frequenz Gedankenübertragungen nicht für ausgeschlossen. Mag sein, daß dieses Gefühl von Magnetismus jeden der beiden schon nach Minuten wieder hochtreibt, zum einsamen Denken und Trinken hinter der Bühne. Mag sein, daß der sonst unerklärliche Leistungsabfall Spasskis im Spiel Nummer acht Resultat solcher Kräfte zehrenden Ausstrahlung war.

Spiel acht, da war Spasski, wie der Schiedsrichter sagt, „nicht wiederzuerkennen, einfach außer Schuß“. Wie hat Fischer gelästert? „Gegen mich spielen alle unter ihrer Stärke.“

Manchmal notiert auch er sich was, nachdem er in den Tiefen seines zerbeulten Maßanzuges nach einem Stift gefischt hat. Wütendes Gekrakel. Aus ähnlichem Stoff bestand der Protestbrief, den er nach Spiel Nummer zwei dem Schiedsrichter Schmid präsentierte, weil der ihn, durchaus regelgemäß, eine Stunde nach Startzeit wegen Nichterscheins zum Verlierer erklärte. Die angeblich „laut schnarrenden Fernseh-Kameras“ (Fischer), Anlaß für den regelwidrigen Streik, hatte man vergeblich noch nach Spielbeginn entfernt, einen „heißen Draht“ zu Fischers Hotel, eine „grüne Welle“ im Verkehr von Reykjavik geschaltet — der Verletzte weigerte sich.

Eine Nacht lang kämpfte Großmeister Schmid, den offenen Bruch zu kitten. Für gewöhnliche Großmeister-Nerven sind seiner Meinung nach die Kameras nicht die mindeste Irritation (in größerer Entfernung akzeptierte sie nun ja auch Fischer). Doch was für Nerven hat dieser gereizte Monomane? Und wohin führen sie ihn?

„Eine Tragödie drohte hier“, glaubt Schmid. „Hätte Fischer nach Spiel zwei nicht weitergespielt, ich fürchte, dann wäre sein Stern verglüht.“

gen der Wettkampfstätten plötzlich ihrer Kleider entledigten. Mexikos Schach-Wundermann Carlos Torre, der täglich bis zu 15 Ananas-Eisbecher mit Sahne verschlang, entkleidete sich einmal sogar im Oberdeck eines New Yorker Stadtbusses auf der Fifth Avenue.

Der Amerikaner Paul Morphy hingegen, inoffizieller Weltmeister von 1858 bis 1859 und fraglos einer der brilliantesten Spieler der Schachgeschichte, zeigte sich auf merkwürdige Weise unablässig um seine Kleider besorgt: Nach einer anstrengenden Europatournee wurde er dauernd von dem Gefühl bedrängt, man wolle ihm seine Anzüge und Mäntel stehlen — Verfolgungswahn hatte ihn befallen.

„Es ist durchaus möglich“, sagte Donald Byrne, Mediziner und Bobbys Schachgegner in der „Jahrhundert-Partie“ von 1956, „daß Fischer ein ähnliches Schicksal erleiden wird.“

Doch niemand weiß, wann sich die Bahn des genial Begabten neigen könnte, der mit 13 die amerikanische Jugendmeisterschaft, mit 14 die US-Schachmeisterschaft, mit 15 den offiziellen Titel „Großmeister“ erlangte, früher als je zuvor ein jugendlicher Schachspieler; den „Mozart des Schach“ nannten ihn seine Landsleute\*.

Gelernt hatte er das Brettspiel als Sechsjähriger von seiner älteren Schwester, die ihn versorgte, während die Mutter, eine aus der Schweiz zugewanderte Jüdin, zur Arbeit ging. Der Vater, Physiker aus Berlin, hatte schon vier Jahre zuvor die Familie verlassen.

Bald übertrumpfte Bobby seine Schwester, er spielte fortan an beiden Enden des Bretts gleichzeitig, aber sein anderes Ich hatte niemals eine Chance. „Ich versuchte fair zu sein und für beide Seiten die besten Züge zu spielen, aber gewöhnlich gewann ich.“

Noch heute weiß der Schachmeister, der aus zwei großen Plastikkoffern und Dutzenden von Einkaufstüten lebt, vollgestopft vor allem mit Schach-Zeit-



Fischer beim Essen  
„Schach ist besser“



Spasski beim Billard  
„Ich bin ein fauler Bär“

schriften in acht Sprachen, nichts Schöneres, als im abgedunkelten Hotelzimmer zu sitzen („Schöne Aussicht lenkt ab“) und die Figuren übers Brett zu schieben — einsame Schlachten, deren Winkelzüge und Attacken er gewöhnlich mit lauten Comic-strip-Ausrufen begleitet: „Crunch!“, „Chop!“, „Smash!“, „Crash!“

#### Meisterschafts-Turniere unter Tränen verloren.

„Er studiert unablässig Schachpartien, Tag und Nacht“, erzählte der holländische Großmeister und Weltschachbund-Präsident Max Euwe über Fischer, „ich habe ihn eigentlich noch niemals irgend etwas anderes tun sehen als Schach spielen.“ Mit Mädchen hat er sowieso nicht viel im Sinn. Fischer: „Schach ist besser.“

„Ich habe mehr Einfluß auf ihn als irgend jemand sonst“, sagt Larry Evans, Schachgroßmeister, Priester und langjähriger Begleiter Fischers auf Turnierreisen. „und mein Einfluß ist Null.“ Niemals war Bobby Fischer etwas anderes als der Prototyp des Besessenen. „einsamster Schach-Champion der Welt“, „starrköpfig, unzugänglich, unkooperativ, verschlossen und unabhängig wie kein anderer“, so Larry Evans.

Und wenn er nicht Schach spielt, dann ißt er, „mit der Geschwindigkeit eines Raubfisches“, wie ein „Life“-Reporter anmerkte, Portionen wie ein Spät-Pubertärer — nur am Sabbat nicht.

Zwischen Sonnenuntergang am Freitag und Sonnenuntergang am Sonn-

\* Den Titel „Internationaler Großmeister“ verleiht der Welt-Schachverband (FIDE) für genau festgelegte, überragende Leistungen, die auf offiziellen, internationalen Turnieren vollbracht wurden. Gegenwärtig sind 88 lebende Großmeister registriert, darunter 32 Russen

abend enthält sich Fischer, der einer obskuren Fundamentalisten-Sekte angehört, auch des Schachspielens. Dann träumt er seinen Kindertraum vom großen Playboy- und Aristokraten-Leben nach dem Vorbild etwa von Errol Flynn oder Bernard Baruch (siehe Kasten Seite 91).

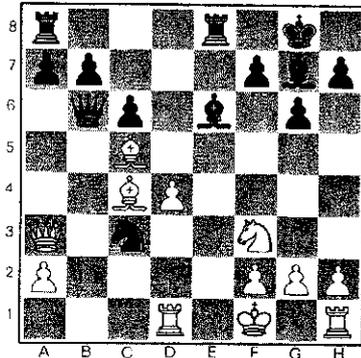
Die Biographie seines Gegners, dem er nun in Reykjavik gegenübersteht,

## Ein Damenopfer

nach dem 17. Zug verhalf Bobby Fischer im Jahre 1956 bei einem Turnier in Manhattan zu dem Ruhm, er habe „das Spiel des Jahrhunderts“ gespielt. Fischer setzte seinen renommierten Landsmann Donald Byrne in 41 Zügen matt und errang den „Schönheitspreis“ des Turniers. Die „Deutsche Schachzeitung“ empfand das Ereignis als „erfrischende Hatz“. Der Sieger wertete weniger enthusiastisch als die Fachwelt: In sein Buch „Meine 60 denkwürdigsten Partien“ hat Fischer das Match nicht aufgenommen. Als er es spielte, war er weniger als halb so alt wie heute: dreizehn.

BYRNE Weiß	FISCHER Schwarz	BYRNE Weiß	FISCHER Schwarz
1. Sg1-f3*	Sg8-f6	10. Dc4-c5	Lc8-g4
2. c2-c4	g7-g8	11. Lf4-g5?	Sb6-a4!!
3. Sb1-c3	Lf8-g7	12. Dc5-a3	Sa4xc3
4. d2-d4	0-0	13. b2xc3	Sf6xe4
5. Lc1-f4	d7-d5	14. Lg5xe7	Dd8-b6
6. Dd1-b3	d5xc4	15. Lf1-c4	Se4xc3
7. Db3xc4	c7-c6	16. Le7-c5	Tf8-e8+
8. e2-e4	Sb8-d7	17. Ke1-f1	Lg4-e6!!
9. Ta1-d1	Sd7-b6		

SCHWARZ: FISCHER



WEISS: BYRNE

BYRNE Weiß	FISCHER Schwarz	BYRNE Weiß	FISCHER Schwarz
18. Lc5xb6	Le6xc4+	30. Sf3xe1	Lc4-d5
19. Kf1-g1	Sc3-e2+	31. Se1-f3	Sf2-e4
20. Kg1-f1	Se2xd4+	32. Dd8-b8	b6-b5
21. Kf1-g1	Sd4-e2+	33. h3-h4	h7-h5
22. Kg1-f1	Se2-c3!	34. Sf3-e5	Kg8-g7
23. Kf1-g1	a7xb6	35. Kh2-g1	Lf8-c5+
24. Da3-b4	Ta8-a1!	36. Kg1-f1	Se4-g3+
25. Db4xb6	Sc3xd1	37. Kf1-e1	Lc5-b4-
26. h2-h3	Ta4xa2	38. Ke1-d1	Ld5-b3+
27. Kg1-h2	Sd1xf2	39. Kd1-c1	Sg3-e2+
28. Th1-e1	Te8xe1	40. Kc1-b1	Se2-c3+
29. Db6-d8+	Lg7-f8	41. Kb1-c1	Ta2-c2matt

\* Zeichenerklärung: x = Schlagen einer Figur; ? = fragwürdiger Zug; ! = starker Zug; + = Schachgebot.

weist erstaunliche Parallelen auf. Auch Boris Wassiljewitsch Spasski sah zum erstenmal als Fünfjähriger ein Schachbrett. Auch er stammt aus geschiedenem Elternhaus, hat eine jüdische Mutter, wurde jüngster Jugendmeister, dann jüngster Großmeister seines Landes. Und als er 13 war, prophezeite ihm der Mathematik-Professor und langjährige Schachweltmeister Michail Botwinnik: „Dieser Junge wird einmal Weltmeister.“

Doch anders als sein sechs Jahre jüngerer Kontrahent Fischer, der sich mit 16 von der Schule drückte und seinen Weg als Einzelgänger machte, wurde Spasski sogleich aufgenommen in die Fürsorge staatlicher Förderer.

Kaum ein sowjetischer Pennäler, dem nicht die Namen aller russischen Großmeister so vertraut wären, wie den Schülern andernorts die Namen von Fußball- oder Fernsehstars. Kein sowjetischer Sportklub, keine Sporthochschule und kaum eine Einheit der Jungen Pioniere, die nicht Schachspielen auf dem Tagesplan hätten. Zwei Schachbretter für die Fahrgäste führt jeder Waggon der Transsibirischen Eisenbahn mit. Und selbst im Weltraum spielen Russen noch Schach, so Kosmonaut Witalij Sewastjanow, der aus dem Sojus-9-Raumerschiff seine Züge zur Erde funkte.

Und sobald ein sowjetischer Nachwuchsspieler überragendes Talent beweist, wird er vom Staat gehätschelt. Spasski, der ein Studium in Mathematik und Journalismus hinter sich gebracht hat, bezieht ein Monatseinkommen von mehr als 2000 Mark — das Vierfache eines Durchschnittseinkommens. Mit seiner zweiten Frau Larissa und Sohn Wassja, 5, bewohnt er ein Apartment in einem Moskauer Prominenten-Silo. Er firmiert als Herausgeber einer sowjetischen Schachzeitschrift, muß aber nichts dafür tun („Ich bin ein fauler russischer Bär“). Kürzlich tauschte er seinen Sowjet-„Wolga“ gegen einen schwedischen „Volvo“.

Anders freilich auch als bei seinem Gegenspieler Fischer verlief Spasskis Weg nach oben nicht ganz gradlinig. Zweimal, 1958 gegen den Großmeister Michail Tal und 1961 gegen Leonid Stein, verlor er — unter Tränen — Meisterschaftskämpfe. Grund: zu schwache Nerven.

## Fischers Siegeszug elektrisierte die Schach-Welt.

Ein neuer Trainer, Igor Bondarewski, schwor ihn daraufhin ganz auf das Prinzip „Erziehung der Gefühle“ ein. Und selbst das Partei-Jugendblatt „Komso-molskaja prawda“ suchte den nicht ganz Selbstsicheren (Lieblingslektüre: Dostojewski) noch zu stützen. Das Blatt wählte Spasski aufgrund einer Leserum-



Fischer-Vorbild Lasker

„Alle haben einen Tick“

frage zum „mutigsten und willensstärksten Sportler“ des Jahres.

Doch bis heute hat Spasski diese leichte Nervenschwäche nicht ganz überwunden. Er beneide seinen Kontrahenten Fischer, sagte er einmal, um dessen rückhaltslose Hingabe ans Schachspielen. Spasski: „Auch ich glaube an die Wahrheit des Schachbretts, aber tief im Innern fehlt mir das Selbstvertrauen.“

Für das Meister-Match in Reykjavik hätte er es nötiger gehabt als je. Denn der Herausforderer — von der täglichen Nagelprobe seines arroganten Auftretens ganz abgesehen — hatte eine Sieges-Serie hinter sich, die auch dem stärksten Spieler Furcht und Schrecken einflößen mußte.

Begonnen hatte sie mit einem Eklat. Das war 1962 in Curaçao, als Fischer sich gegen fünf sowjetische Spieler qualifizieren wollte, aber nicht recht zum Zuge kam.

Er verließ vorzeitig das Turnier, stürmte zurück in die Vereinigten Staaten und erschütterte die ehrene Würde der Welt-Schach-Organisation mit der Behauptung, die Russen würden sich untereinander Punkte zuschieben, um ihn, den Außenseiter, fernzuhalten. Fischers wütender Protest führte nach langem Hin und Her tatsächlich dazu, daß die Ausscheidungsregeln des Welt-schachverbandes in mehreren Punkten geändert wurden.

Nie wieder, so hatte Bobby nach dem Krach in Curaçao verkündet, wolle er gegen einen Russen um die Weltmeisterschaft kämpfen. Das Gelöbnis hielt acht Jahre, bis 1970. Aber Bescheidenheit war nie seine Sache. Fischer: „Ich war es leid, nur der inoffizielle Weltmeister

zu sein, wo ich es offiziell schon seit zehn Jahren sein müßte."

Dann stieg er in die Arena. Er „bombte (den Spasski-Vorgänger) Tigran Petrosjan vom Tisch“ („Sport's Illustrated“) — im Frühjahr 1970 in Belgrad. Dann, im Dezember desselben Jahres, „lief er Amok“ („New York Times“) auf der Interzonenausscheidung in Palma de Mallorca — mit einem Endspurt von sieben Gewinnspielen gegen die besten Schachmeister der Welt.

Sechs Monate später „pulverisierte er“ (so Schach-Kritiker Schonberg) den russischen Großmeister Mark Taimanow, 6:0, zehn Wochen danach seinen stärksten westlichen Gegner, den Dänen Bent Larsen, gleichfalls 6:0.

19 aufeinanderfolgende Siege in Großmeister-Spielen, das hatte es bis dahin in der Schach-Geschichte noch nicht gegeben. „Sowjetskij sport“: „Ein Wunder ist geschehen!“ Bobby übertrumpfte es noch, als er im Herbst letzten Jahres ein zweites Mal gegen Petrosjan siegte — 6½:2½\*. Damit erwarb er das Recht, Spasski, den Weltmeister, herauszufordern.

Fischers Sieges-Zug gegen Petrosjan elektrisierte die Schach-Welt. „Denn niemand“, so umschrieb Experte Schonberg ein bis dahin gültiges ungeschriebenes Gesetz, „gewinnt zwei aufeinanderfolgende Spiele gegen Tigran Petrosjan.“ Der Armenier gilt als ein gerissener Meister des Remis, der mit seinem vorsichtigen, konservativen Defensivspiel auch den winzigsten Vorteil nicht ungenutzt läßt, um dem Gegner noch ein Unentschieden abzurufen.

#### Willenstraining für den Weltmeister.

Als Fischer später im amerikanischen Fernsehen über den Spielverlauf interviewt wurde, kaum wieder ans Licht, was seine kleinen grauen Zellen flirren macht, wenn er am Schachbrett siegt: „Nach dem sechsten Spiel spürte ich, wie Petrosjans Ego zerbröckelte.“

„Es ist“, bestätigte der russische Großmeister Jurij Awerbach, Augenzeuge des Schach-Duells mit Petrosjan, „als ob von Bobby eine magnetische Strahlung ausgeht — auch Taimanow und Larsen ist das widerfahren, als sie gegen ihn spielten. Auch sie waren psychisch kaputt nach den ersten paar Spielen.“

„Eine seltsame Krankheit namens Fischer-Furcht“ diagnostizierte auch Donald Byrne, Fischers Gegenspieler von einst — und von den Russen hatte sie wohl schon Besitz ergriffen, als sie nun ihren besten Mann, den Leningrader Spasski, gegen Fischer ins Feld führten.

Vorbereitet hatten sie ihren Schützling wie einen Kosmonauten zum

\* Jedes gewonnene Spiel bringt dem Gewinner einen, jedes unentschiedene (Remis-)Spiel beiden Spielern je einen halben Punkt.

Mondflug. Monatlang lebte Spasski auf einer Datscha bei Moskau, zum täglichen Programm zählten — neben dem Schach-Training — Waldlauf und Schwimmen, aber auch stundenlange Sitzungen mit einem schachspielenden Psychologen.

Auf ähnliche Weise fit gemacht hatte sich freilich auch Bobby Fischer, der 1,88-Meter-Mann mit dem Schultermaß

von Cassius Clay: Schwimmen, Tennis, Gewichtheben, Reiten, Seilspringen und Boxtraining am dreihundertpfündigen Sandsack. „Man muß in Form sein“ erklärte Bobby, „oder alles ist vorbei.“ Mitunter hatte er schon während eines Turniers bis zu 15 Pfund Gewicht verloren.

Spasski und Fischer waren „in Höchstform“, wie „Time“ schrieb, als

## „Wenn ich einmal Weltmeister werde...“

Bobby Fischers Träume über seine Zukunft

Als Achtzehnjähriger, in einem Interview des amerikanischen Schriftstellers Ralph Ginzburg für das Monatsjournal „Harper's Magazine“, beschrieb Bobby Fischer, was er tun würde, wenn er dereinst die Schach-Weltmeisterschaft erlangte:

Zuallererst werde ich eine Weltreise machen und Schaukämpfe veranstalten. Und ich werde dafür noch nie dagewesene Summen verlangen. Ich werde einen neuen Standard setzen, ich werde sie Tausender zahlen lassen. Dann werde ich auf einem Luxusdampfer nach Hause kommen. Erster Klasse. Ich werde mir in England einen Smoking arbeiten lassen, den ich immer zum Abendessen anziehe.

„Wenn ich wieder zu Hause bin, werde ich ein paar Schachbücher schreiben und das ganze Spiel reorganisieren. Ich werde meinen eigenen Klub haben. Den Bobby Fischer... nein, vielmehr den Robert J. Fischer Schachklub. Das wird Klasse. Turniere nur im Abendanzug. Jeder der rein will, muß mindestens 18 sein, es sei denn, er hat eine Spezialerlaubnis, weil er besonders talentiert ist. Der Klub wird in einer guten Gegend sein, etwa der Upper East Side.

„Und ich werde in meinem Klub große internationale Turniere abhalten, mit großen Geldpreisen. Und ich werde alle die Millionäre aus dem Schach herausschmeißen, wenn sie nicht mehr Geld für Schach ausgeben. Dann werde ich mir einen Wagen kaufen, daß ich nicht mehr mit der U-Bahn fahren muß. Die U-Bahn macht mich krank. Es wird ein Mercedes-Benz sein. Oder besser noch ein Rolls-Royce. Einen von diesen handgemachten 50 000-Dollar-Jobs, für mich maßgeschneidert.

„Vielleicht kaufe ich mir auch eines der Düsenflugzeuge, wie sie jetzt immer für Geschäftsleute angepriesen werden, und eine Yacht. (Errol) Flynn hatte auch eine Yacht. Und dann werde ich mir noch ein



Jugendmeister Fischer (1957)  
„Ein Haus wie ein Schach-Turm“

paar Maßanzüge machen lassen. Ich möchte einer von den zehn bestgekleideten Männern sein. Das wäre wirklich was.

„Dann werde ich mir ein Haus bauen. Ich weiß noch nicht wo, aber sicher nicht in Greenwich Village. Da unten, das sind alles dreckige, schmierige Tiere. Vielleicht baue ich es in Hongkong. Jeder der schon da war, sagt, es sei großartig. (Der Kommentator) Art Linkletter hat das im Rundfunk auch gesagt, und dort gibt es wunderbare Anzüge für nur 20 Dollar.

„Oder vielleicht baue ich es auch in Beverly Hills. Die Leute dort sind zwar irgendwie komisch. Aber das Klima ist gut, und es ist nicht weit nach Las Vegas, Mexiko, Hawaii und solchen Orten. Ich werde den besten Architekten beauftragen und es in Form eines Schachturmes bauen lassen. Ja, das ist was für mich. Klasse. Wendeltreppe, Turmbrüstung, alles. Ich möchte den Rest meines Lebens in einem Haus leben, das genau wie ein Schachturm aussieht.“



**Besiegter Spasski, Sieger Fischer in Reykjavik: „Crunch!“, „Chop!“**

die Kampfhandlungen in Reykjavik begannen, „wandelnde Computer“ alle beide und durchaus einander ähnlich, was den Stil ihres meisterlichen Schachspiels anlangt.

Keiner von ihnen spielt zaghafte Verteidigungsschach à la Petrosjan, aber keiner verliert sich auch im waghalsigen Wirrwarr des sogenannten romantischen Stils, wie ihn etwa Michail Tal oder Bent Larsen bevorzugen. Spasski und Fischer sind eingeschworen auf einen eleganten „klassischen“ Schachstil — „Schach in Reinkultur“ würde das geben, prophezeiten die Experten.

Als Fischer endlich auf der Eis- und Feuerinsel landete, mochte keiner seiner Begleiter daran zweifeln, daß Bobby diesmal ganz er selbst war. Er nörgelte vom ersten Tag an: die Felder des Schachbretts seien zu groß (um neun Millimeter), die Stuhlreihen der Zuschauer müßten um etliche Meter zurückverlegt, die „Filmgangster“ in ihre Schranken verwiesen werden.

Bobby hatte nun den „German sports car“, aber dann sollte es ein noch größer

res Auto sein, und der Swimming-pool ganz für ihn allein und noch mehr ausgesuchte Restaurants nach seinen Wünschen. Kommentar eines Reykjaviker Taxifahrers (zu „Financial Times“-Korrespondent Clement Freud): „Pretty damn silly funny crazy.“

Während Spasski sich betont gelassen gab, zögerte Fischer nicht, den „häßlichen Amerikaner“ zu spielen. Auch der westdeutsche Schachbund-Präsident Ludwig Schneider entrüstete sich: „Die Machenschaften von Herrn Fischer haben in Schach-Kreisen manches Kopfschütteln hervorgerufen.“

#### **In sechs Spielen vier vernichtende Niederlagen**

Aber da ertönte in New York schon die „Ballade von Bobby Fischer“, eine rasch gepreßte Schallplatte, auf der Bobbys Endsieg besungen (und Spasski nach Sibirien verbannt) wird.

Immer wieder trumpfte Fischer auf — und Spasski wehrte sich auf seine Weise: stets korrekt, immer pünktlich, und schließlich hatte auch er so einen Dreh- und Wippstuhl, ein Duplikat des ledernen Charles-Eames-Sessels, auf dem sich Bobby schon vom ersten Tag an räkelte.

Doch letzte Woche schien jene rätselhafte Fischer-Furcht auch Spasski, den Weltmeister, beschlichen zu haben. Nach einem Zwei-Punkte-Vorsprung (durch die gewonnene erste und die geschenkte zweite Partie), geriet er in Bedrängnis. In den folgenden sechs Spielen erlitt er vier „vernichtende Niederlagen“ (so die Kommentatoren in Reykjavik), nur zweimal reichte es noch zum Unentschieden.

Und wahrhaftig glich das achte Spiel, am vorigen Donnerstag, das Fischers Vorsprung auf zwei Punkte erhöhte (Spielstand Ende letzter Woche: 5:3), schon fast dem Petrosjan-Debakel von Buenos Aires.

Nach Fischers „englischer Eröffnung“ — wie üblich war er mit herausfordernden acht Minuten Verspätung erst ans Brett geeilt — glich die Partie zu Anfang einem Katz-und-Maus-Spiel: Fischer zog, Spasski zog das gleiche immer spiegelbildlich.

Doch mit dem siebenten Zug durchbrach Fischer — Crunch! — die Spiegel-Fechtereier und zwang den Gegner zu einem Bauern- und Springerabtausch.

Einen „beispiellosen Coup de Force“ (so die in Reykjavik versammelten Großmeister) landete Fischer dann mit seinem elften Zug: Dame nach f4, fast alle starken Offiziere frei zum Angriff auf den König. Chop!

Spasski drehte sich in seinem Charles-Eames-Stuhl vom Publikum weg, beugte sich übers Brett, knetete die Hände zwischen den Knien. „Er sieht sehr unglücklich aus“, meldete ein Photograph. Erst nach 53 Minuten fand er den nächsten Zug, den einzig noch möglichen Ausweg.

16. Zug: Fischer tauscht einen Läufer und einen Bauern gegen Spasskis Turm. Smash!

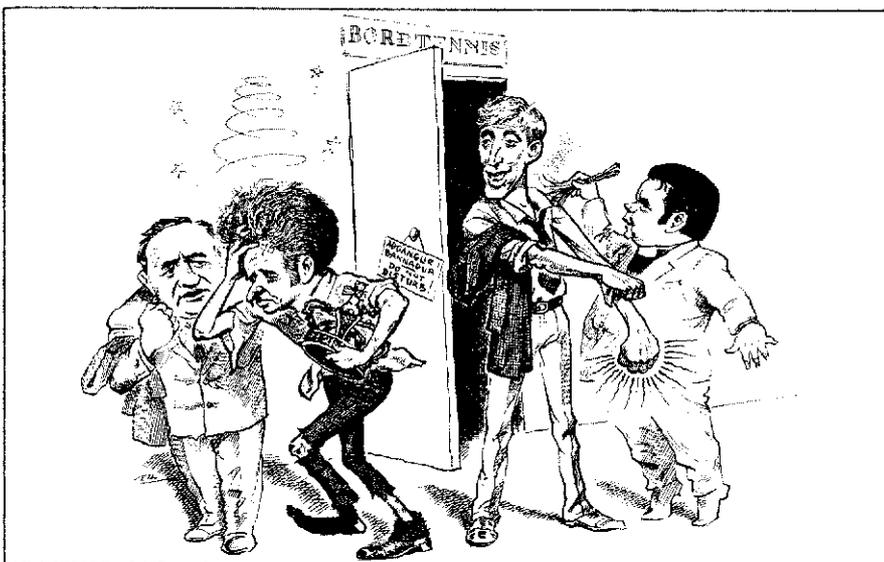
21. Zug: Fischer bietet Schach, Spasski, mit seinem König auf der Flucht, verliert einen Bauern. Crash!

„Spasski ist in Schwierigkeiten“, kommentieren die Großmeister. „Spasski ist schon zusammengeklappt“, meint Fischers Sekundant Fred Cramer.

Beim 37. Zug, nach einem Endspiel, das die Experten „eher einem Kind als einem Champion“ zuschreiben möchten, gab Spasski auf.

Zum erstenmal hatte Bobby es an diesem Abend zugelassen, daß die Filmleute ihre Kameras in Betrieb nahmen.

Sein Ego, so schien es, hatte sich auf Spasskis Kosten stabilisiert.



**Isländische WM-Karikatur: „Smash!“, „Crash!“**